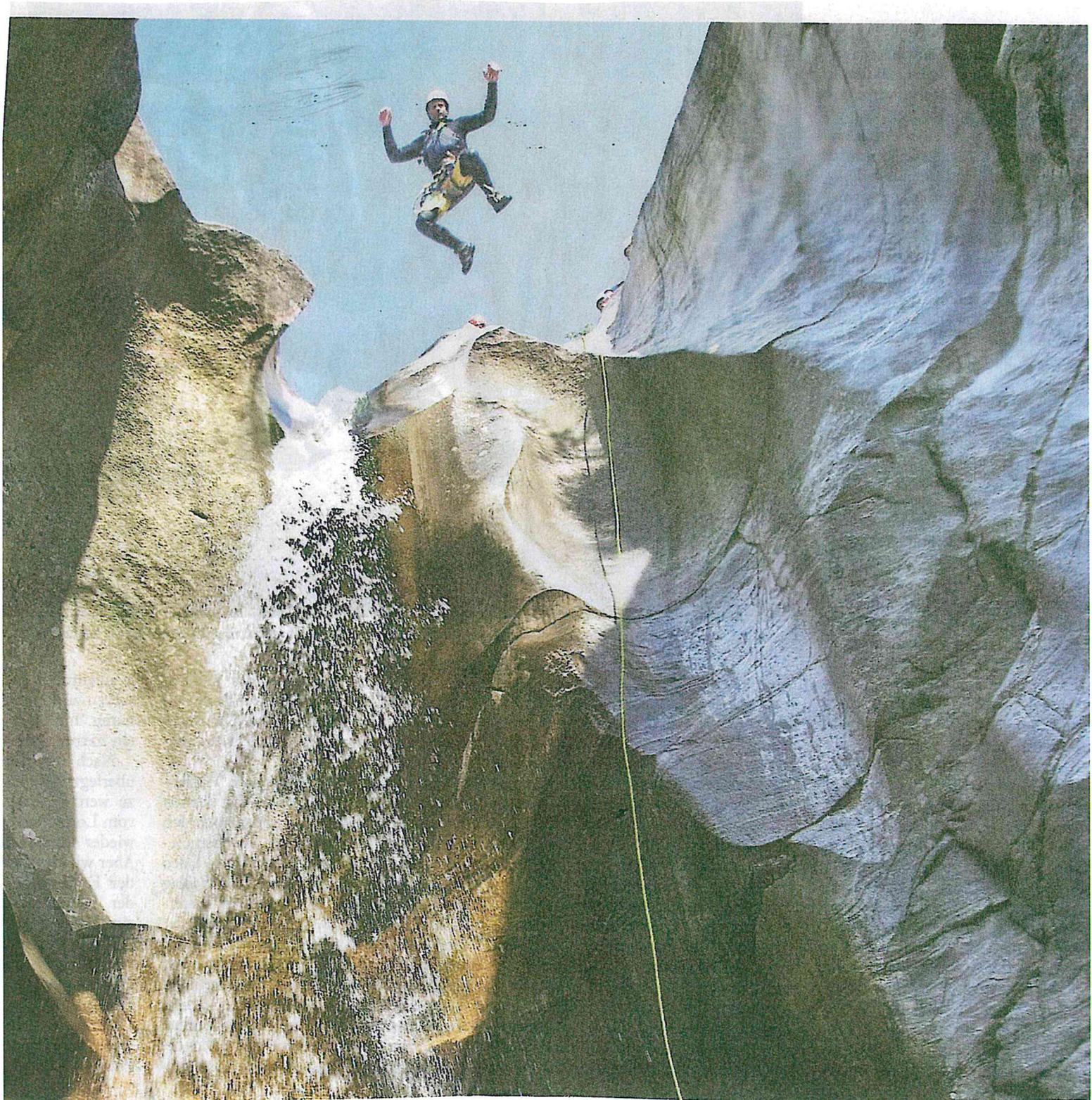


Artikel über die Deutsche Canyoning Schule in der
Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

9.8.2015



Stein oder Nichtsein

Canyoning ist eine Extremsportart – die meisten, die es versuchen, sind aber Anfänger.

Über den freien Fall in den Schluchten Österreichs und der Schweiz.

Von Marlene Göring

Will leave you standing proud. Hard as a rock!“ Immer wieder schreit mir AC/DC-Sänger Brian Johnson entgegen, dass er hart ist wie ein Fels. Auch Eddy neben mir auf dem Fahrersitz sieht aus, als könnte ihn so schnell nichts umwerfen. Und vor mir strecken sich die schroffen Gipfel der Nordalpen in den Himmel. Meine steingewordene Nemesis. Irgendwo dort werde ich heute Felswände und Wasserfälle hinunterklettern, nur gesichert von ein paar Knoten und meinen eigenen unerfahrenen Händen.

Canyoning heißt das, wofür Eddy einen VW Caddy mit Neopren-Anzügen, 100-Meter-Seilen und Bergsteigergurten vollgeladen hat. Denn für Canyoning braucht man die Ausrüstung gleich mehrerer Sportarten. Man steigt oben in eine Schlucht ein – und klettert, springt, rutscht, schwimmt und taucht bis zu ih-

rem Ende. Irgendwie ist diese Spielart der alpinen Extremsportarten also trotz des ganzen Equipments ein Sport für Faule: Denn es geht eigentlich immer bergab.

Vielleicht ist mein Canyoning-Lehrer deshalb etwas fülliger um die Mitte herum. Eddy: rund ums Bäuchlein breiter Rücken, starke Arme, stramme Beine. Nur sein zerkrantschtes Gesicht verrät seine 56 Lebensjahre. Er heißt eigentlich Eberhardt Hofmann und leitet die DCS, die Deutsche Canyoning-Schule. Drei Tage geht unser Anfängerkurs im Bregenzerwald, nach dem jeder so weit sein soll, ohne Führer in die Schlucht zu gehen. Theoretisch.

Am ersten Tag war Trockenübung, und ich musste feststellen: Alle anderen Teilnehmer können was, klettern, raften, abseilen, tauchen. Nur ich bin in allem blutiger Anfänger. Eddy macht mir Mut mit seinem treuen Seehundgesicht und der Geschichte von der Prinzessin von

Bahrein. Die und ihre beliebten Kammerzofen hätten den DCS-Kurs schließlich auch geschafft. Bevor es an die Übungswand geht, hat die Gruppe den Vormittag über Knoten geübt: Sackstich, Achter, Halbmastwurf. Das sieht einfach aus; beim Nachmachen geht es einem trotzdem wie dem Fünfjährigen beim Schuhebinden. Nur: Wie gut man die Fingerübungen beherrscht, entscheidet im Canyoning über Leben und Tod.

Eddy will es mit seiner Schule anders machen als viele seiner Kollegen. Die klassische Canyoning-Tour ist ihm ein Graus. „Da werden die Leute einfach durchgeschleust“, sagt er. Andererseits unterschätzten auch die Teilnehmer oft, was sie im Canyon erwartet. Eddy wurde schon von Junggesellenabschieden im Bikini gebucht, noch halb betrunken vom Vorabend. Die hätten es dann auch nicht bis zum Ende geschafft. Nicht allein die Bewegungsabläufe sind das Schwierige beim Canyoning – auch die

Ausdauer. Touren dauern meistens mehrere, in manchen Canyons bis zu zwölf Stunden. Und wenn man einmal drin ist, kann man so schnell nicht wieder raus. Dazu kommt das Wasser, das dem Körper Wärme und Energie raubt. „Canyoning ist höchst gefährlich – wenn man nicht weiß, was man tut“, erklärt Eddy. Wir lernen deshalb nicht nur die Knoten, sondern auch Notsignale, Flaschenzüge und was man dabei haben sollte, um einen Knochenbruch zu versorgen.

Wie sich einen Tag später herausstellt, ist Wissen auch das beste Mittel gegen Angst. In drei Teams setzen wir die Knoten selbst, lassen den Ersten hinter, der das Wasser auf Tiefe und hängengebliebene Baumstümpfe prüft. Danach seilt sich jeder selbst ab. Die Canyoning-Lehrer schauen uns bei jeder Bewegung zu, korrigieren, wo nötig.

Das Abseilen durch den Wasserfall ist ganz anders als im Trockenen, an-

strengender: Jeder Schritt muss mit Bedacht gewählt werden, sonst rutscht man aus. Mir passiert das meistens bei der Hälfte eines Wasserfalls. Wenn nichts mehr geht, lasse ich mich einfach runtersausen. Vor allem, wenn ich nichts mehr sehe, weil das Bachwasser in meinen Augen die Kontaktlinsen tanzen lässt.

Am liebsten ist mir das „Gehadsche“: So nennen Canyonisten die Stellen, in denen der Bachlauf horizontal statt vertikal und voller Kies ist. Langweilig für Profis, aber ich liebe die Zeit, in der ich von Stein zu Stein hüpfen und nicht an Halbmastwürfe denken muss. Man kann dann zur Abwechslung einfach die Natur genießen: weite, türkisfarbene Wasserpools, meterhoher Farn an den Rändern. Oder tiefe, enge Schluchten, in die kein Tageslicht dringt, wie die Kulisse in einem Indiana-Jones-Film.

In der Schlucht

So harmlos hat es auch angefangen. Die Ursprünge des Canyoning liegen irgendwo in Spanien, wo die Schluchten trocken sind und man nicht einmal ein Seil braucht. Der Deutsche Canyoning-Verein feiert dieses Jahr gerade erst 20-jähriges Bestehen, der Internationale Canyoning-Verband CIC ebenfalls. Damals fingen die Ersten an, die Schluchten der Alpen im Tessin, in Tirol und Vorarlberg zu erkunden und fürs Canyoning fit zu machen. Heute zählen die Gebiete zu den abwechslungsreichsten und bestauntesten der Welt. Viele Regionen werben mit ihren Bächen, weil sie exzellente Bedingungen bieten. Auch wenn Canyoning immer noch eine Randsportart ist, gehört ein Tagesausflug in die Schlucht mittlerweile zum Alpenurlaub dazu. So wie Kanufahren oder ein Besuch im Klettergarten. Aber es gibt auch schwarze Schafe in der Branche.

„Manche Anbieter organisieren regelrechte Massentouren mit 80 bis 100 Leuten“, sagt Jürgen Pilger, Präsident des CIC. „Da bleibt vom Erlebnis Natur und Canyon nicht mehr viel übrig.“ Im Ötztal zum Beispiel gebe es sehr viele, auch anspruchsvolle Canyons und viele Anbieter. „Wenn da eine Gruppe durch ist, wartet schon die nächste. Dort gab es schon viele Unfälle, auch tödliche.“ Pilger empfiehlt deshalb jedem, sich genau zu informieren: Welche Ausbildung haben die Guides? Sind der Anbieter oder dessen Guides in einem Profiverband organisiert? Machen sie regelmäßig Fortbildungen? Wie geht der Veranstalter mit seinen Gästen um, nimmt er sich genug Zeit für sie? Und sagt er eine Tour ab, wenn das Wetter zu schlecht oder das Wasser zu hoch ist?

Ein paar Wochen später fühle ich mich gut vorbereitet auf das, was kommt: Helikopter-Canyoning im Tessin, nicht mit einer Touristen-Tour, sondern mit Profis. Meine Mitkletterer sind Andi und Anita, die für ihre Ausbildung zur Führerin üben wollen. Ale, der auch bei 25 Metern kein Seil braucht, weil er sowieso lieber springt. Und Juli, Typ Sur-

ferboy, der für die Firma Canyonauten jeden Sommer Dutzende Anfänger durch Schluchten bringt und schon 50 verschiedene Canyons gegangen ist.

Gestern waren wir in einer Amüsierschlucht, Abseiler bis 25 Meter, Sprünge bis vier Meter, und das Beste: viele Rutschen – ausgespülte Felsen, die zwar einen Po voll blauer Flecken, dafür aber mehr Spaß machen als jeder Wasserpark. Abends lagen wir vor dem Zelt, haben Glühwürmchen gezählt und Anekdoten aus der Schlucht ausgetauscht. Von Neuseeländern, die im Allgäu scheitern, und Kollegen, die Canyons Spitznamen wie „Eisenbrecher“ und „Merlins World“ geben.

Jetzt stehen wir am Prüfpunkt für den Wasserstand, und die Ernüchterung ist groß. Juli blickt abwechselnd auf sein Canyoning-Buch und auf die Kaskade vor ihm. Das Buch zeigt ein Foto vom Wasserfall oder besser gesagt davon, wie er eigentlich aussehen sollte. Statt brav ein paar Rinnsale zu führen, gießt sich der Bach schäumend ins Tal. „Das ist viermal so viel wie zu viel“, beschließt Juli. Den legendären Cresciano, den Zehn-Stunden-Canyon, den man nur mit dem Hubschrauber erreichen kann, wegen dem ich hergekommen bin – wir werden ihn heute nicht sehen.

Nach ein paar Minuten steht ein Alternativplan. Zum Loco also. Gern, von mir aus, die Sonne scheint, und weder ein ekelhaft nasser Neoprenanzug noch ein verpasster Helikopterflug sollen mir den Tag verderben. Aber auf dem Weg, die Serpentina hinauf, wird mir schlecht. Nicht von der Schlingelfahrt. Sondern vom Canyon. Der heißt nicht nur Loco, er ist es auch. Seine Topo, so nennt man die Begehungskarten für Canyons, zeigt gleich am Anfang ein 50-Meter-Abseiler. 50 Meter! Danach 15, dann 16, dann 35 und 30 Meter. So geht das bis zum Ende des Canyons. Dazwischen keine Rutschen, kaum Sprünge und Raum für Atempausen sowieso nicht.

Mit verbissenem Gesicht und Wut im Bauch stehe ich dann vor ihm, diesem 50

Meter hohen Albtraum von einem Wasserfall. „Du schaffst das schon“, sagt Juli mit einem Grinsen, „sonst schubsen wir dich runter.“ Das soll mir wohl helfen. Ich versuche, nicht nach unten zu sehen. Tief einatmen, und ich hänge in den Seilen. Meine Unterarme und Oberschenkel verkrampfen fast augenblicklich. Wasser rauscht um meine Beine. Schritt für Schritt taste ich mich vorwärts. Dann geht alles ganz schnell: Plötzlich baumle ich im Nichts. Eine Wand rast auf mich zu. Neben dem Wasserlauf klafft eine Spalte im Fels, ich habe den Halt verloren und schwinde da jetzt rein. Jemand schreit. Das bin wohl ich.

Mit den Füßen voran fange ich mich ab. So viel Geschwindigkeit hatte ich gar nicht drauf. Trotz des unglücklichen Abgangs bin ich froh. Meine größte Sorge

hat sich nicht bestätigt: dass ich vor Schreck plötzlich das Seil loslasse, an dem ich mich gesichert halte. Die restlichen 30 Meter seile ich mich in der freien Luft ab.

Ich schaffe auch die anderen Wasserfälle. Bei manchen gibt es fast keinen Platz, um die Sicherung aufzubauen. Ich wünsche mir sehnlichst ein bisschen Gehadsche. Gehadsche gibt es im Loco aber nicht. Die Abhänge folgen Schlag auf Schlag. Nach einer 30-30-21-Meter-Kombination weiß ich – das muss der letzte Abseiler gewesen sein. Vor uns liegt breit der Bach, Felsplatten trennen einzelne Wasserbassins voneinander. Wir ziehen die Neoprenanzüge aus und legen uns auf die Steine in die Sonne. Die Pause dauert nur eine halbe Stunde. Dann fangen Juli und die anderen an, Sei-

le aufzurollen, das Wasser aus den Rucksäcken zu kippen und Karabiner zu sortieren. Ich weiß jetzt, wieso Canyoning ein Extremsport ist.

Nach der Tour mit Eddy hatte ich überlegt, Mitglied im Canyoning-Verein zu werden. Im Auto auf der Rückfahrt vom Loco frage ich mich, ob ich mich je wieder in eine Schlucht wagen werde. Aber wie das so ist, werden die Dinge in der Erinnerung schöner. Bei mir setzt der Effekt scheinbar ziemlich schnell ein. Hatte Anita nicht von einem Canyon auf Mallorca erzählt, in dem man vom Berg bis runter ins Meer schwimmen kann? Die Serpentina geben den Blick frei auf die grünen Tessiner Gipfel. Und plötzlich erwische ich mich, wie ich eine Melodie summe: „Highway to hell. I'm on a highway to hell. Yeah.“



Kurze Pause im Loco im Tessin. Unschwer zu erkennen: Beim Canyoning braucht man die Ausrüstung mehrerer Sportarten.

Foto Göring

Canyoning-Kurse wie zum Beispiel „Selbständiges Mitgehen“ bei Bregenz kann man über www.deutsche-canyoning-schule.de buchen. Zwei Tage kosten 150 Euro. Nächste Termine: 5./6. September 2015 und auf Anfrage.

Helicanyoning im Tessin kann man über www.canyonauten.de buchen. Zwei Tage kosten 350 Euro. Nächste Termine: 15./16. September 2015 und auf Anfrage.

Allgemeine Informationen zu Canyoning findet man auf www.deutscher-canyoningverein.de beziehungsweise auf www.cic-canyoning.org. Die Canyoning-Saison geht von Mai bis Oktober, in manchen Gebieten länger.